

Im Zeitalter des Flegeltums

Von Alexander Dick

Demokratie lebt von der Debatte, vom Diskurs. Doch man darf mit Sorge auf deren Kultur blicken. Viele meinen: Wer lauter brüllt, habe recht.

Es lohnt der Mühe, mal die Homepage des Deutschen Bundestages durchzuarbeiten. Sie informiert nicht nur, sie bildet auch den Zustand des demokratischen Diskurses ab. Zum Beispiel in den Protokollen der Plenarsitzungen. Wer glaubt, das seien knochentrockene Vorlesungen in unverständlichem Bürokratendeutsch, irrt. Wer darin die – jeweilige – politische Wahrheit vermutet, erst recht. Es ist vor allem Theater, das auf Publikumswirksamkeit abzielt. Darauf, dass die schärfsten Angriffe und auch Pointen den Weg über die Medien in eine breitere Öffentlichkeit finden. Gleichzeitig bildet sich noch etwas anderes darin ab: wie Politiker miteinander umgehen.

Ein treffliches Beispiel dafür war die Haushaltsaussprache am 9. September, nur wenige Tage nach der Sachsen-Anhalt-Wahl – drei Tage nach der „Klatsche“ für die CDU. Im Plenarsaal ging es zeitweise zu wie im interaktiven Improtheater. Auszug aus dem Protokoll der Rede von AfD-Co-Chefin Alice Weidel: „Präsidentin Julia Klöckner: Frau Abgeordnete, lassen Sie eine Zwischenfrage zu? –

Andere niederzumachen gilt als Erfolgsmodell unserer Zeit

Dr. Alice Weidel (AfD): Nein. Sie wissen, dass das unüblich ist. Das weiß der Kollege von der CSU auch. – (Beifall bei der AfD – Alexander Hoffmann [CDU/CSU]: Nein, Sie haben einfach Angst, Frau Weidel! Sie haben einfach Angst!) – Vor Ihnen doch nicht. – (Alexander Hoffmann [CDU/CSU]: Doch, natürlich! Sie haben Angst! Solche dicken Backen! – Gegenruf des Abg. Dr. Bernd Baumann [AfD]: Vor Ihnen hat keiner mehr Angst! – Gegenruf des Abg. Alexander Hoffmann

[CDU/CSU]: Ja, ja, genau! Was für ein Zeichen von Schwäche! – Dirk Wiese [SPD]: Dann müssen Sie ja weiter ablesen! Sonst klappt das nicht! Lassen Sie doch Fragen zu! Trauen Sie sich doch mal!)“.

So weit, so eindeutig. Um es unmissverständlich zu sagen: Auch wenn der inhaltliche Wert des zitierten Auszugs nichtig ist – Streit in Parlamenten hat seine Berechtigung. Dies ist der Ort, in dem die gewählten Abgeordneten ihre politischen Überzeugungen zum Ausdruck bringen und dafür kämpfen sollen, mit Nachdruck. Und das ist auch immer wieder geschehen. Es gab Sternstunden im Bundestag, etwa die knapp zwölfstündige Berlin-Bonn-Debatte zur Frage der künftigen Hauptstadt des wiedervereinten Deutschlands am 20. Juni 1991, eine denkwürdige, emotionale und dennoch von der Sache und dem Ringen um die richtige Entscheidung getragene Aussprache. Ja, und es gab in all den Jahrzehnten Bonner und Berliner Republik immer wieder hitzige Gefechte, Anpöbelungen und auch Beleidigungen. Herbert Wehners Zwischenrufe sind legendär. 58 Ordnungsrufe zog sich der SPD-Parlamentarier zwischen 1949 und 1983 zu, trotzdem wurden manche seiner Schimpf-Kanonaden zu geflügelten Worten: „Übelkrähe“, „Genosse Arschloch“, „Geschwätzfürer“ ...

Schroff, herabwürdigend, beleidigend oder wie auch immer: Von der sprachlichen Erfindungskraft und Originalität

Wehners sind heutige parlamentarische Querschläger und Verbalinjurien doch weit entfernt. Man giftet sich an, spielt den Empörten, repetiert, jöhlt, brüllt ... Kein Ausweis besonderer rhetorischer Erfindungskraft. Sondern eher Spiegel einer Show, wie sie vor allem in den sozialen Medien längst traurig-banale Realität ist. Das dürfte dem SPD-Fraktionsvorsitzenden Matthias Miersch bewusst gewesen sein, als er in der gleichen Aussprache im Bundestag in seiner Rede die Frage auf-

warf: „Wie gehen wir hier miteinander um, wenn es um uns geht und unseren Weg?“ Und weiter: „Denn eins muss klar sein: Wenn wir uns hier zerlegen, (Dr. Bernd Baumann [AfD]: Der Wähler zerlegt Sie!) dann gibt es nur eine Gruppe, die sich freut. [...] Wir Demokratinnen und Demokraten (Stephan Brandner [AfD]: Spezialdemokraten!) müssen wieder zu einer Kultur zurückkommen, in der es eine feste Basis für uns gibt und die unverrückbar ist.“

Und das geht über das Parlament hinaus. Zu konstatieren ist mittlerweile die fehlende oder mangelhafte Kultur des Austausches. Des Einander-Zuhörens, der empathischen Grundhaltung auch bei Meinungsverschiedenheiten, des wertschätzenden, zivilisierten Umgangs miteinander. Wenn zwei sich streiten, gilt immer häufiger der Grundsatz: Wer lauter brüllt, hat recht. Oder wer den anderen beleidigt oder niedermacht. Und zwar leider auf vielen Ebenen der Gesellschaft.

Konflikte scheinen immer öfter in Eskalationsspiralen mit ungewissem Ausgang zu münden, im Kleinen wie im ganz Großen. Im Internet, das Anonymität vorgaukelt, ganz besonders.

Warum das so ist? Weil das gesellschaftliche Klima immer mehr geprägt ist von Spaltung, Verhärtung, Aggression und Angst. Wie man sich verhält, basiert indes auf einer Mischung an Erfahrungen aus Erziehung, Beobachtung, Nachahmung. Und wen nimmt man sich zum Vorbild? Diejenigen, die Erfolg haben. Die stark herüberkommen. Dass das seit Längerem immer öfter diejenigen sind, die mutwillig und mit großer Chuzpe gegen Normatives verstoßen, ist offenkundig. Das Flegeltum ist salonfähig geworden, mehr noch: Es ist ein Erfolgsmodell unserer Zeit. Ein Donald J. Trump reüssiert damit erneut in seiner zweiten Wahlperiode als US-Präsident. Er teilt rücksichtslos aus, bestimmt, wer gut, wer böse ist, denunziert über alle Regeln und Gesetze hinaus.

Seine einzige Norm sind er selbst und sein Gewinn. Und all das wohlgerne in einem Staatswesen, das sich älteste Demokratie der Welt schimpft.

Dürfen Demokraten so miteinander umgehen? Die Frage müsste wohl besser lauten: Warum lassen Demokraten sich so einen Umgang miteinander gefallen? Wenn die alte Weisheit stimmt, derzufolge der Ton die Musik macht, lässt sich daraus vor allem ein Schluss ziehen: Der Klang vieler Demokratie ist zunehmend Kakophonie. Das sollte alarmieren.



Alexander Dick ist Leiter der BZ-Kulturredaktion. Zu erreichen ist er unter dick@badische-zeitung.de.



Miteinander reden –
unbedingt.
Fragt sich nur, wie.